Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Die Stille hinter den Mauern

Wer seine Kindheit in einem katholischen Internat verbracht hat, der konnte die zwei Seiten der Stille kennenlernen. Die eine diente der Besinnung, die andere dem Verschweigen. Eine Erinnerung.

Paul Ingendaay, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.04.2010

Die Stille hat mich niedergedrückt. Vom ersten Tag an. Im gewöhnlichen Leben - „draußen“ - ist völlige Stille ja ein seltener Zustand. Hier aber, in meinem Internat in der Provinz, direkt an der holländischen Grenze, schätzte man Schweigen. Die verhallenden Schritte eines Priesters im Kreuzgang waren mein Bild dafür. Verschwand die schwarze Gestalt um die Ecke, war bald jedes Geräusch verstummt. Mit zehn Jahren hatte ich so etwas noch nie erlebt, und ich staunte. Aber nicht lange. Dann lernte ich, wie Stille sich anfühlt, wenn sie sich über einen großen Speisesaal legt und das Kommando über die Körper und Seelen von hundertfünfzig Kindern übernimmt. Und ich gewöhnte mich daran. Ich hatte keine andere Wahl.

Die Stille hieß bei uns Silentium, weil sich das Collegium Augustinianum Gaesdonck viel auf klassische Sprachen zugutehielt. Um 20.15 Uhr herrsche Silentium, sagte unsere Erzieherin, die ich Schwester G. nennen will, am ersten Abend. Es war im August 1971. Die Stille solle bis zum nächsten Morgen regieren und erst durch das Frühstück gebrochen werden. Auch im Schlafsaal, sagte Schwester G., herrsche Silentium. Und im Gruppenraum, in dem wir uns am Ende des Tages zur Gewissenserforschung sowie zum Abendgebet und Morgengebet versammelten. Auch die Suppe beim Mittagessen wurde unter Silentium eingenommen. Ich hörte das leise Klirren der Löffel, die in dünne Brühe mit Eierstich getaucht wurden, das Schlürfen von hundertfünfzig Kindermündern und hier und da Fußscharren, ein Murmeln, ein Seufzen. Das war der Klang des Silentiums.

Das eigentliche „Silentium“ jedoch war die tägliche Hausaufgabenzeit, die für alle galt. Die Stille begann um 16 Uhr und endete um 18.35 Uhr, von montags bis samstags. Während des Silentiums mussten die Kleinen in ihrem Klassenraum sein und die Großen in ihren Zimmern. Wer früher mit den Hausaufgaben fertig wurde, war angehalten, Vokabeln zu lernen und Schulstoff zu wiederholen. Um 17.30 Uhr schon ein Buch zu lesen war in den ersten drei Jahren auf dem Internat unmöglich, weil eine Aufsichtsperson durch die Klasse ging und über die Einhaltung des Silentiums wachte. Hatte Schwester G. nach dem Abendessen, das um 19 Uhr beendet war, noch etwas zu mahnen oder zu verkünden, geschah es ebenfalls im Klassenzimmer. In Gedanken gehe ich die Topographie unseres Internats durch, und mir fallen die wichtigsten

silentiumspflichtigen Zonen ein. Das Klassenzimmer. Der Schlafsaal. Der Beichtstuhl. Die Kirchenbank. Und der Waschraum.

Bis mindestens in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es in den Badezimmern unseres Internats keine Duschen. Die ankommenden Schüler lernten sofort, dass Duschen und Badewannen ein Luxus waren, auf den sie in den nächsten neun Jahren würden verzichten müssen. Wohnten nicht in Geldern oder Uedem noch Bauern, die ein Toilettenhäuschen mit Latrine auf dem Hof hatten und sich Frischwasser aus der Pumpe besorgten? Strenggenommen verbot sich auf dem Internat auch die Rede vom „Badezimmer“. Die Körperhygiene fand in großen, hellgefliesten Waschräumen mit runden Sammelbecken statt, an denen jeweils ein halbes Dutzend Schüler zugleich Platz fand.

In meinen ersten beiden Jahren im Internat bestand die abendliche Routine darin, sich nach dem Abendgebet bis auf die Unterhose auszuziehen und dann am Sammelbecken die entscheidenden Übungen durchzuführen: sich die Füße zu waschen und die Zähne zu putzen. Wenn vierundvierzig kleine Jungen - die Klassenstärke, mit der wir anfingen - in Feinrippunterhosen ihre Beine in die hochgelegenen Becken schwangen, um mit Seife ihre Füße zu reinigen, besonders zwischen den Zehen, dann müssen wir das merkwürdige Schauspiel geboten haben, das Drill in Kindergruppen immer bietet, eine Parodie militärischer Ordnung. Es ist nicht leicht, sich den Blick der Erzieherin dabei vorzustellen, denn es gibt viele mögliche Blicke. Aber Schwester G. blickte genauso drein, wie es von ihr erwartet wurde. Nicht lüstern, sondern unerbittlich. Wurde jemand während des Waschens beim Reden ertappt, musste er mit scharfem Tadel rechnen. Im Waschraum herrschte Silentium.

Gemeinschaftswaschräume betrete ich heute ungern, selbst wenn ich mich nicht mehr darin waschen muss. Auch Heime, Hospize und Krankenhäuser können mulmige Gefühle bei mir auslösen. Die Einrichtung der Internatsräume für die Kleinsten - die spartanischen Möbel, die leeren Flure und die mit frommen Kalendern versehenen Wände - taucht in meiner Phantasie vor allem in Bezug auf ihre Funktion auf. Diese bestand darin, uns zu ermahnen und zur Demut zu erziehen. Kein Raum strahlte Leichtigkeit oder Verspieltheit aus. Der Schlafsaal mit seinen zehn Betten blieb tagsüber verschlossen und war bis auf ein großes Kruzifix bilderlos. Persönliche Dinge am Bett wurden nicht geduldet. Wir hätten auch nichts mit ihnen anfangen können. Der Schlafsaal war nur zum Schlafen da.

Wie jeder weiß, spielt in Anstalten der Zufall eine wichtige Rolle. Wem man zugeteilt wird, kann lebensverändernd sein. Das Schicksal der jüngsten Schüler stand und fiel mit ihren Erzieherinnen. Die Klasse über uns hatte Schwester C. erwischt, eine milde, freundliche Seele, während unsere Parallelklasse von Schwester B. betreut wurde. Dass wir mit Schwester G. das schlechteste Los gezogen hatten, war einfach Pech. Es bedeutete, dass wir uns dem ausgeklügelten Günstlingssystem, den Launen und der Bestrafungsphantasie von Schwester G. zu unterwerfen hatten. An Widerstand war

überhaupt nicht zu denken. Da es sich bei den Schützlingen von Schwester G. um zehn- bis zwölfjährige Jungen handelte, lässt sich leicht ausmalen, wie unsere ersten Erfahrungen mit der katholischen Sexualmoral aussahen: scheußlich. Nicht, dass besonders viel vorgefallen wäre. Aber das, was vorfiel, hatte auf unserer Seite ausschließlich mit Neugier und Ahnungslosigkeit zu tun. Schwester G. allerdings besaß weder die Herzenswärme noch die Pädagogik, um auf die ersten tappenden Sexualerkundungen von Kindern zu reagieren. Ihr fiel nichts anderes ein, als zu unterdrücken, zu verhüllen und zu lügen. Lange bevor wir aufgeklärt wurden, wussten wir schon, dass die Sexualität, für die wir kein Wort hatten, schmutzig war und uns an die Pforte der Hölle brachte. Dass Schwester G. sich wohl nie gefragt hat, was wir wenige Jahre später von ihrem als Wahrheit ausgegebenen Humbug halten würden, wundert mich noch heute.

Auf das strenge Reglement in den frühen Jahren, eine ritualisierte Hygienevorführung fast nackter Kinder, folgte in den späteren Jahren die vollständige Gleichgültigkeit des Erziehungspersonals. Am Anfang, unter Schwester G., waren rigide Vorschriften aufgestellt worden; dann brach die Erziehung ab, als hätte es sie nie gegeben. Ich weiß, dass man Jugendlichen in der Pubertät schlecht vorschreiben kann, wie oft sie sich waschen sollen. Es war allerdings merkwürdig, dass die Körperreinigung, wie wir sie unter absolutem Schweigen durchzuführen hatten, später nie wieder erwähnt wurde, so dass jeder Junge mit seinem Körper allein blieb. Wenn einer sich aus Prinzip nicht die Haare wusch, lief er eben wochenlang mit fettigen Strähnen durch die Gegend; wollte einer nicht die Mühe auf sich nehmen, mit Handtuch, Shampoo und Duschgel zur Schwimmhalle zu marschieren, wo es die einzigen Warmwasserduschen im Umkreis von drei Meilen gab, blieb er ungeduscht, solange er wollte. Vom Bereich zwischen den Zehen wollen wir lieber nicht sprechen.

Der Glaubenssatz, ein sauberer Körper zeuge von einer reinen Seele, hatte vielleicht nur für unsere Gruppe gegolten, die Schützlinge von Schwester G. Möglicherweise handhabte jede Ordensschwester die Sache anders. Sicher ist jedenfalls, dass der äußere Zustand der Körper, nachdem auf Schwester G. im dritten Jahr Bruder E. und auf diesen Bruder D. gefolgt war, zur Privatsache wurde. Wie es im katholischen Milieu damals üblich war, ging es fortan nur noch um das Innere, das, was unter der Haut lag: moralische Gesundheit oder moralische Verderbtheit. Und weil sich die Seelen am Ende nicht kontrollieren ließen, blieb den Erziehern nichts anderes übrig, als die sichtbaren Bewegungen im Raum zu kontrollieren.

Wieder suche ich nach einem Bild dafür, und es stellt sich ein: Männer mit rasselndem Schlüsselbund. Der einzige Raum, den die Schüler in ihrer neunjährigen Internatskarriere je verschließen konnten, war die Toilette. Wer dagegen einen Schlüsselbund, gar den Generalschlüssel bei sich trug, besaß Macht. Das Auf- und Abschließen der Außen- und Zugangstüren erfolgte auf den Glockenschlag unserer Kirchturmuhr. Es war wichtig, dass es pünktlich geschah, denn man wollte niemanden fälschlich ausschließen, aber auch niemanden ungerechtfertigt hindurchschlüpfen

lassen. So tauchen die Erzieher unseres Internats oft in meinen Gedanken auf: Männer in Schwarz, die Türen abschließen.

Und wie tauchen wir selbst in unseren Träumen auf, wir als Kinder und Jugendliche? Irgendwie brav, mit merkwürdigen Haarschnitten und peinlichen Klamotten. Es gab in unserem Internat, einem bischöflichen Knabengymnasium mit Schwerpunkt auf musisch-altsprachlicher Bildung, keine Schuluniform, doch in den siebziger Jahren brachte das Leben dort eine gewisse Kargheit mit sich. Im Alltag kamen wir weder mit Mode noch mit Comics in Berührung, wir kannten keine Gänge zu McDonald's oder in Szenecafés, es gab keine Mädchen und gewiss keinen Geschmacksterror durch den heute unausweichlichen Markenfetischismus. Unsere klassische Alltagskluft waren Jeans und grüner Parka. Wuchsen die Kinder zu schnell in die Höhe, nähten manche Mütter breite Ränder aus Vorhangstoff an den Hosensaum. Das sah fürchterlich aus, sparte aber Geld. Der eine oder andere hatte zwar reiche Eltern, denen es darauf ankam, Zeichen sozialer Distinktion zu setzen. Doch Luxusmarken spielten bei uns keine große Rolle. Wir waren kein Internat für verwöhnte oder verzogene Kinder. Das Kostgeld betrug einen Bruchteil dessen, was an teuren Privatschulen wie Salem zu entrichten war, und schon damals wurden die Subventionen des Bistums Münster und die Spenden der Wohlhabenden dafür genutzt, Kinder aus sozial schwachen Familien unentgeltlich aufzunehmen.

Warum die geistlichen Erzieher sich auf die eine oder andere Weise kleideten, habe ich nie ergründet, ihr Garderobenverhalten schien einer Mischung aus kirchlichem Comment und individueller Vorliebe zu gehorchen. Manche trugen immer Schwarz und dazu den weißen Kragen. Andere erlaubten sich Jacketts in diskreten Grautönen oder einen Rollkragenpullover statt des Hemdes. Die Ordensschwestern, mit denen wir es zu tun hatten, trugen werktags ein graues, an Sonn- und Feiertagen ein schwarzes Habit. Darüber hinaus dachten wir über die Erscheinung unserer Erzieher nicht nach. Sie bewohnten auf unseren Fluren bescheidene Zweizimmerwohnungen, tauchten auf, tauchten ab und zählten nur als Verwalter ihrer eng umgrenzten Macht über uns. Sie mussten uns die Eltern ersetzen, konnten es aber nicht; im Gegenzug wurden manche Eltern wohl zu unbekannten Wesen, denen die Mühen der Erziehung neun Jahre lang aus der Hand genommen waren.

Wie nahe uns die Pädagogen wirklich kamen, die für uns zuständig waren, ist eine sehr weite Frage. Ich beneidete Schulkameraden, die gütigere, großzügigere Erzieher hatten als ich. Aus der Ferne schien sich deren menschlicher Wert besser einschätzen zu lassen. Heute glaube ich, dass das Erziehungssystem, dem sie dienten, jedem Einzelnen von ihnen etwas anderes antat, und die Wirkung auf den Charakter war unvorhersehbar. Manche waren pädagogisch ungeeignet und zerbrachen an ihrer Aufgabe, unabhängig von den Schülern, die sie vielleicht ihrerseits gebrochen hatten. Ein junger, verklemmt wirkender Theologiestudent, der vorübergehend als Hilfserzieher eingesetzt wurde, praktizierte nach wenigen Wochen brutale Prügelstrafen, weil er mit Milde nicht weiterkam und die Machtlosigkeit den Schülern gegenüber nicht ertrug. Ein älterer Erzieher, leider nicht meiner, verwandelte sich vor unseren Augen in einen sanftmütigen

Trinker. Ein Spiritual - eine Art persönlicher Berater in Ordensgemeinschaften, der jenseits der Internatsleitung für das vertrauensvolle Gespräch mit den Schülern da war - verschwand plötzlich aus unserer Mitte, weil er, wie es hieß, eine Frau gefunden hatte und dem geistlichen Leben den Rücken kehren wollte.

Über solche Fälle wurde natürlich geredet. Doch oft verbarg sich die Wahrheit über die Persönlichkeit unserer Erzieher hinter unwidersprochenen Gerüchten. Lasse ich ihre Gesichter vor meinem inneren Auge vorbeiziehen, eines nach dem anderen, sehe ich eine auffallend lange Reihe von Depressiven, Systemverweigerern und Drop-outs. Einige schienen selbst nicht zu wissen, wie fehl am Platz sie waren. Unsere Erzieher, so stellte sich heraus, hatten es nicht leichter als wir, sie waren vielmehr zu bedauern. Und als ich gerade achtzehn geworden war, nahm sich einer von ihnen - ein Priester und Religionslehrer - in seinem Zimmer das Leben. Einer meiner Klassenkameraden fand ihn.

Dieser verzweifelte Freitod ließ mich viele Jahre hindurch nicht los. Nicht, weil ich den Mann, der in meinem Roman „Warum du mich verlassen hast“ Bruder Gregor heißt, besonders gut gekannt hätte. Sondern, weil er mein Lehrer gewesen war und ohne Erklärung verschwand. Weil niemand ihm die Ehre antun wollte, öffentlich über sein Unglück zu sprechen. Und weil sich über dem schrecklichsten Vorkommnis, das unser idyllisch gelegenes Internat in Jahrzehnten erlebt hatte, das Wasser schloss, als hätte es den bedauernswerten Kerl nie gegeben. Die Todesursache wurde verschleiert, sein Name nicht mehr genannt. Die letzte, hochoffizielle Antwort auf ein Drama, das im persönlichen Heilsplan eines jeden von uns einfach nicht vorgesehen war, hieß Schweigen. Silentium.

Heute weiß ich, dass es gutes Schweigen und schlechtes Schweigen gibt. Unsere Klosterschule hat uns beide Formen des Silentiums gelehrt, hier die stille Sammlung, um die Gedanken zu ordnen, dort das schamvolle Verdrängen und Vertuschen. Deshalb existiert über die Internatserfahrung kein objektiver Bericht, von niemandem, weder über das Verhalten der Erzieher noch über die verschiedenen Rollen, die die Schüler in dieser eigentümlichen pädagogischen Konstellation gespielt haben. Jeder von uns hätte eine Geschichte zu erzählen, und erst alle zusammen ergäben so etwas wie die kollektive Wahrheit über unser Internat.

Dieses Internat ist heute längst nicht mehr so, wie es damals war. Es ist weltlich geworden, hat Mädchen zugelassen und setzt Pädagogen als Erzieher ein. Ich blicke nicht mit Bedauern, sondern mit einiger Dankbarkeit auf meine Internatszeit zurück. Die ersten beiden Jahre würde ich gern streichen, aber was soll's. Dem Helden meines Romans - einer fiktionalen Verarbeitung eigener und fremder Erlebnisse - erging es schlechter als mir.

Als ich 2006 Lesungen aus dem Roman gab, saßen im Publikum immer Ehemalige, ob in München, Hamburg oder Hannover, ich konnte Wetten darauf abschließen. Nach der Veranstaltung kamen wir ins Gespräch und tauschten Erfahrungen aus. Es ist erstaunlich, was man einander erzählt, wenn man dasselbe Internat besucht hat. Fast immer war dabei von den peinlichen Befragungen die Rede, denen wir seitens mancher Erzieher ausgesetzt waren, eine Schülergeneration nach der anderen; von sexuellem Missbrauch dagegen nie.

Einem alten Schulfreund stellte ich die Frage kürzlich noch einmal: Haben wir wirklich nichts dergleichen erlebt, erfahren oder zugetragen bekommen? Haben wir keinen Opferschrei überhört? Nein, versicherten wir uns. Soweit wir wissen, waren unsere Erzieher ungefähr die, als die wir sie heute in Erinnerung behalten. Wir haben nichts anderes über sie gehört als das Lob des einen und die Klagen des anderen. Das Übliche. Es wäre eine gute Nachricht. Sie würde bedeuten: Das Internat war die Aufgabe, die wir meistern konnten.

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv